

-digital only- ERFAHRUNGEN

CAROLYN JESSOP

GEFANGENE IM NAMEN GOTTES

*Meine Flucht aus den Fängen
einer Polygamistensekte*



Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Vorwort – Die Alternative: ein Leben in Angst oder Freiheit

Kindheit

Kinderspiele

Schulzeit

Neue Frau, neue Mutter

Lindas Flucht in die Freiheit

Die Hafties

Heirat

Frisch verheiratet

Eine Tragödie

Cathleen und Tammy heiraten Merrill

Der Unfall

Zurück nach Hause

Hawaii: sieben Tage, aber nur zwei Nächte

Als FLDS-Frau Mutter werden

Einheirat in die Familie Jeffs

Tammys missglückte Rebellion

Das Musical

Warrens Aufstieg zur Macht

Merrils Herzanfall

Ruths Nase

Patricks schreckliches Erlebnis
Der Wendepunkt
Ich nehme mein Leben in die Hand
Harrisons Krebserkrankung
Mein letztes Baby
Harrisons neuer Port
Warren wird Prophet
Nach der Flucht
Ein neues Leben beginnt
Beim Generalstaatsanwalt
Im Frauenhaus
Unser erstes Weihnachten
Die letzte Sorgerechtsverhandlung
Brian
Es geht aufwärts
Nachwort
Danksagung

Über dieses Buch

Carolyn Blackmore wird in eine Polygamistensekte hineingeboren, in der Frauen keine Rechte haben und den Männern gehorchen müssen. Da diese Gesellschaft mit ihren frauenverachtenden Strukturen von klein auf das Einzige ist, was sie kennt, stellt Carolyn sie niemals in Frage. Bis sie mit 18 dazu gezwungen wird, den 50-jährigen Merril Jessop zu heiraten. In den folgenden 15 Jahren teilt sie Haus und Mann mit insgesamt sechs weiteren Frauen und bekommt selbst acht Kinder. Der Bevormundung und den brutalen Schikanen ihres Ehemanns und der anderen Frauen hilflos ausgeliefert, hält Carolyn es nicht mehr aus. In ihrer Verzweiflung bleibt ihr nur ein Ausweg: Bei Nacht und Nebel wagt sie mit ihren Kindern die Flucht.

Über die Autorin

Carolyn Jessop, geboren 1968, verbrachte die meiste Zeit ihres Lebens als Mitglied einer christlichen Polygamistensekte in Colorado City, Arizona, wo die Sekte ihr Hauptquartier hat. Seit ihrer Flucht lebt sie mit ihren Kindern in einer Kleinstad in Utah.

CAROLYN JESSOP

mit Laura Palmer

GEFANGENE IM NAMEN GOTTES

*Meine Flucht aus den Fängen
einer Polygamistensekte*

Aus dem Amerikanischen von
Maria Zybak

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Deutsche Digitalausgabe

Für die Originalausgabe:
© Visionary Classics, LLC, 2007

Originalausgabe: »Escape«

Deutsche Erstausgabe:
© 2009 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Erschienen im Marion von Schröder Verlag
© der deutschen Übersetzung 2009 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Erschienen im Marion von Schröder Verlag

Für diese Ausgabe:
Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln
Umschlaggestaltung: Christin Wilhelm, www.grafic4u.de unter Verwendung
eines Motives © Deborah Feingold
eBook-Erstellung: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-6345-6

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

Ich widme dieses Buch meinen acht Kindern: Arthur, Betty, LuAnne, Patrick, Andrew, Merrilee, Harrison und Bryson. Ich habe euch unendlich lieb. Ihr wart mir immer Ansporn weiterzumachen, ihr habt mir die Kraft gegeben, die ich brauchte, auch in meinen dunkelsten Tagen. Dieses Buch ist auch den Frauen und Kindern gewidmet, die sich in der polygamen Lebenswelt ebenso eingesperrt fühlen wie ich früher und sich vielleicht fragen, ob es ihnen überhaupt zusteht, von einem Leben in Freiheit und Sicherheit zu träumen. Oh ja, es steht euch zu!

Vorwort

Die Alternative: ein Leben in Angst oder Freiheit

Flucht. Seit Monaten hatte ich auf diesen Moment gewartet - jetzt war es so weit. Ich musste schnell handeln, durfte mich nicht von der Angst beherrschen lassen. Ich hatte nur einen Versuch. Und es ging um neun Menschenleben: das meiner acht Kinder und mein eigenes.

Montag, 21. April 2003. Um zehn Uhr abends stellte ich fest, dass mein Mann irgendwann zu einer Geschäftsreise aufgebrochen war. Meine acht Kinder waren zu Hause, auch mein Ältester, der fünfzehnjährige Arthur, der oft auswärts auf Baustellen arbeitete. Diese zwei entscheidenden Voraussetzungen mussten gegeben sein, damit ich flüchten konnte: dass mein Mann fort war und dass meine Kinder alle daheim waren. Mir blieben nur ein paar Stunden Zeit.

Die Alternative zur Flucht hieß, in ständiger Angst zu leben. Ich war fünfunddreißig und verzweifelt entschlossen, aus der polygamen Lebenswelt zu flüchten, der einzigen, die ich kannte. Meine Vorfahren waren seit sechs Generationen Polygamisten. Ich wurde in eine Sekte hineingeboren, die sich *Fundamental Church of the Latter-Day Saints (FLDS)* nennt - im Deutschen bekannt als *Fundamentalistische Kirche Jesu Christi der Heiligen der*

Letzten Tage (FHLT). Unsere kleine Gemeinschaft, die an der Grenze zwischen Utah und Arizona lebte, zählte etwa zehntausend Menschen.

Mit achtzehn wurde ich in eine arrangierte Ehe mit Merrill Jessop gezwungen, einem fünfzigjährigen Mann, den ich kaum kannte. Ich wurde seine vierte Frau und bekam innerhalb von fünfzehn Jahren acht Kinder – von Arthur, meinem Ältesten, bis zu meinem jüngsten Sohn Bryson, der damals achtzehn Monate alt war und noch gestillt wurde. Mein Sorgenkind von den übrigen sechs war mein Sohn Harrison, fast vier Jahre alt, der durch eine hoch aggressive Krebserkrankung, ein spinales Neuroblastom, schwere Nervenschäden hatte.

Als mir klar wurde, dass ich tatsächlich flüchten konnte, ging ich als Erstes zu meiner Schwester Linda, um von dort zu telefonieren. Von zu Hause aus war das nicht möglich, denn die Telefone wurden abgehört. Die anderen sechs Frauen meines Mannes waren misstrauisch. Ich galt als etwas zu selbständig, zu eigenwillig, deshalb hatten meine Mitfrauen immer ein Auge auf mich. Beim geringsten Verdacht würde eine von ihnen sofort Merrill anrufen.

Auch meine Schwester gehörte der FLDS-Gemeinschaft an, aber sie und ihr Mann führten keine polygame Ehe. Sie wusste aus früheren Gesprächen mit mir, wie verzweifelt es mich zur Flucht drängte. Wir waren beide der Meinung, dass die Sekte unter der Führung ihres Propheten Warren Jeffs erschreckend extrem wurde. »Lass den Kelch an mir vorübergehen«, witzelten wir immer, wenn wir miteinander telefonierten.

Warren Jeffs predigte, seit er nach dem Tod seines Vaters Rulon Jeffs die Führung der Sekte übernommen hatte, er selbst sei der fleischgewordene Jesus Christus und sein verstorbener Vater sei Gott. Und er erging sich immer öfter in dunklen Andeutungen, dass er seine Anhänger zum »Zentrum«, wie er es nannte, führen wolle. Wir befürchteten, er meinte damit eine von einer Mauer

umgebene Siedlung, aus der es kein Entkommen mehr gab. Denn Jeffs war nicht der Meinung, dass die Menschen das Recht hatten, selbst zu entscheiden.

Mein Mann hatte großen Einfluss in der FLDS und stand Jeffs sehr nahe. Vermutlich würde mein Mann mit seinen sieben Frauen und fünfundvierzig Kindern unter den Ersten sein, die Jeffs zu diesem »Zentrum« brachte. Für mich und meine Kinder wäre es nichts anderes als ein Gefängnis gewesen - und wir hätten es sofort melden müssen, wenn ein anderer vom rechten Weg abkam oder dem Wort Gottes nicht gehorchte.

Während meiner Kindheit in der FLDS war unser Leben nicht so extrem reglementiert wie später unter Warren Jeffs. Die Kinder der Gemeinschaft besuchten öffentliche Schulen. Doch damit war Schluss, als Jeffs die Führung übernahm. Die Lehrer an den öffentlichen Schulen seien von Heiden ausgebildet worden und verdorben, befand er. Jeffs ordnete an, dass alle FLDS-Kinder in kircheneigene private Schulen zu gehen hätten, in die sogenannten »Schulen der Priesterschaft«.

Unsere Kinder sind die »von Gott auserwählte Saat«, predigte Jeffs, und unsere Pflicht für uns als Volk Gottes sei es, sie vor allem Unreinen zu bewahren. In den FLDS-Schulen wurden die Kinder einer Gehirnwäsche unterzogen, statt unterrichtet zu werden. Meine Kinder lehrte man, dass die Dinosaurier niemals existiert hätten und der Mensch niemals den Fuß auf den Mond gesetzt habe. Ich erlebte mit, wie ihre Entwicklung immer mehr gehemmt wurde.

Ich war Lehrerin an einer öffentlichen Schule gewesen und liebte die Literatur. Ich hatte über dreihundert Kinderbücher gesammelt. Kurz nachdem Jeffs die Führung übernommen hatte, ordnete er an, dass alles weltliche Material - einschließlich Bücher - aus der Gemeinschaft verschwinden müsse. Mein Mann befahl uns, dieser Anordnung Folge zu leisten. Unser Haus wurde von oben

bis unten durchsucht, alle Literatur, einschließlich meiner Kinderbücher, eingesammelt und vernichtet.

Die Mädchen, die Jeffs verheiratete, wurden immer jünger, das wusste jeder von uns, und er selbst nahm sich eine Frau nach der anderen (zuletzt waren es siebzig). Einmal kam ich nach einem von Harrisons Krankenhausaufenthalten nach Hause und konnte meine zwölfjährige Tochter Betty nicht finden. Als ich herumfragte, wo sie sei, bekam ich keine Antwort. Ich war ganz aufgelöst. Schließlich sagte mir jemand, sie habe »den Wünschen ihres Vaters« Folge geleistet. Und ich erfuhr, dass sie und mehrere andere junge Mädchen zum Übernachten ins Haus des Propheten eingeladen worden waren ...

Als ich bei meiner Schwester ankam, rief ich als Erstes bei der Polizei an. Beim Polizeirevier in Arizona nahm um diese Uhrzeit niemand mehr ab, ich landete bei einem Anrufbeantworter. Aber das Revier in Utah war noch besetzt. Ich fragte, ob dort jemand bereit sei, einer Frau und ihren Kindern zu helfen, die die FLDS-Gemeinschaft verlassen wollten. Der Polizist sagte, sie könnten in diesem Fall nichts tun, denn wir lebten zwar nur ungefähr eine Meile jenseits der Grenze, aber juristisch gesehen eben in Arizona.

Es ging schon auf elf Uhr nachts zu. Ich rief bei einer Gruppe an, die Frauen bei der Flucht aus der Polygamie unterstützt, aber dort konnte niemand unmittelbar aktiv werden.

Mitternacht rückte näher, bald würde die Falle zuschnappen. Meine Schwester und ich riefen meinen Bruder in Salt Lake City an. Arthur hatte die Sekte vor vier Jahren verlassen, um die Frau zu heiraten, die er liebte und die gleichzeitig seine Stiefschwester war. Als seinerzeit die dritte Frau unseres Vaters zu uns zog, brachte sie ihre acht Kinder mit. Arthur verliebte sich in Thelma, eine ihrer

Töchter. Sie bekamen jedoch keine Heiratserlaubnis, obwohl sie biologisch nicht verwandt waren. Als der damalige Prophet, Warren Jeffs' Vater, Thelma einen Mann als Ehegatten zuwies, den sie nicht wollte, floh sie zusammen mit Arthur. Sie verließen die FLDS, heirateten und bauten sich in Salt Lake City ein gutes Leben auf.

Arthur war zu Hause, als ich anrief. »Arthur, wenn ich es heute Nacht noch versuche, komme ich hier raus. Hilfst du mir?«

»Carolyn«, antwortete er, »ich werde alles tun, um dir zu helfen, aber auch wenn ich sofort losfahre, kann ich frühestens um fünf Uhr morgens bei dir sein.«

»Kommst du?«, fragte ich und bemühte mich, meine Verzweiflung nicht durchklingen zu lassen. Wir lebten dreihundert Meilen entfernt. Er würde die Nacht durchfahren müssen.

»Ich komme«, sagte er.

Wir vereinbarten, uns bei Canaan Corners zu treffen, einem Mini-Markt jenseits der Grenze in Utah, drei Meilen von uns entfernt. Arthur sagte, er werde mit einem Anhänger kommen, um meinen Van nach Salt Lake City zu bringen. Der Wagen war zwar auf meinen Namen angemeldet, aber die Nummernschilder waren nicht mehr gültig. Die Frauen in der Gemeinschaft durften zwar Auto fahren, aber unsere Wagen hatten entweder gar keine oder abgelaufene Nummernschilder, so dass wir von der Polizei angehalten wurden, wenn wir ohne Erlaubnis unseres Ehemanns irgendwo hinfahren wollten. Wir neun würden alle in Arthurs Geländewagen passen, und er wollte unseren anderen Bruder Darrell bitten, auch mitzukommen.

Mein Benzintank sei fast leer, sagte ich zu Arthur, aber ich würde alles tun, um zum Treffpunkt zu gelangen. »Bitte komm mich suchen, wenn ich nicht auftauche«, flehte ich ihn an. »Vielleicht komme ich nicht aus der Stadt heraus. Bitte fahr nicht wieder weg ohne mich.«

Jetzt musste ich mir etwas einfallen lassen, um meine Kinder aus dem Haus und in meinen Van zu bekommen. Sie würden niemals mitkommen, wenn sie wüssten, dass wir aus der Gemeinschaft flohen.

Meine Kinder hatten große Angst vor der Welt draußen. Uns wurde stets eingebläut, dass alle Menschen außerhalb unserer Gemeinschaft böse seien. Der bevorstehende Weltuntergang ist ein Kernpunkt der FLDS-Lehre. Diesem Glaubenssatz zufolge werden, wenn Gott kommt, um die Bösen zu vernichten, alle Menschen außerhalb der Gemeinschaft vernichtet. Diejenigen jedoch, die sich als würdig erwiesen hatten, würden als Gottes auserwähltes Volk verschont und ins himmlische Königreich erhoben werden. Wir spielten als Kinder dementsprechend nicht Verstecken, sondern Apokalypse.

Ich weiß noch, wie uns die Leute mit Verachtung und Abscheu musterten, wenn wir in unseren langen, pastellfarbenen Kleidern über dunklen Leggings in die Stadt gingen. Sie riefen uns »Polygs« nach und manchmal bewarfen sie uns mit Steinen. Ihre Feindseligkeit war für uns die Bestätigung, dass all die bösen Menschen in der Welt draußen nichts lieber taten, als uns Schaden zuzufügen oder uns sogar zu vernichten.

Es war kurz nach Mitternacht, als ich das Haus meiner Schwester Linda wieder verließ. Zu Hause war alles still. Ich holte zwei schwarze Müllsäcke aus der Küche und schlüpfte dann leise in die Zimmer der Kinder, um jedem Kleidung für zwei Tage einzupacken. Da ich die Wäsche oft nachts machte, würde niemand Verdacht schöpfen, falls man mich mit Kindersachen von einem Zimmer zum anderen gehen sähe.

Mein Zimmer im Untergeschoss führte zu einem gepflasterten Bereich, ich konnte es durch eine Verandatür betreten und wieder verlassen. Als ich von meiner Schwester zurückkam, parkte ich meinen Van direkt vor meinem Zimmer, damit ich ihn problemlos beladen konnte.

Ich packte die Kleidung meiner Kinder hinein, unsere Familienfotos und eine Tüte mit Harrisons Medikamenten. Ich wusste nicht, wie lange es dauern würde, bis ich nach unserer Flucht neue Ärzte für ihn fände, deshalb hatte ich schon seit fünf Monaten Medikamente gehortet. Ich hatte seine Tagesdosis ein wenig reduziert – um ein Milligramm hier und dort –, so dass ich einen kleinen Vorrat anlegen konnte.

Harrison war fast vier Jahre alt, konnte aber weder gehen noch sprechen und musste noch gewickelt werden. Er konnte nicht normal essen, sondern musste über einen Schlauch mit kalorienreicher Flüssignahrung versorgt werden. Als zusätzliche Kraftnahrung hatte ich seit sechs Monaten immer etwas Muttermilch von mir zugegeben – ich stillte ja meinen Kleinsten noch –, und sie schien gut anzuschlagen. Vorher hatte ich Harrison etwa einmal in der Woche ins Krankenhaus bringen müssen, in dem halben Jahr vor unserer Flucht kein einziges Mal.

Ich musste ihn unbedingt so weit bekommen, dass er auch normal zu essen begann. Harrison schrie und schlug um sich, wenn ich ihm etwas Essbares in den Mund schieben wollte. Er hasste es, aber ich wusste, dass ich nicht seine ganze medizinische Ausrüstung und den Vorrat an Spezialnahrung würde mitnehmen können, wenn wir flohen.

Pizza war meine Rettung. Harrison liebte Pizza. Schließlich hatte ich ihn so weit, dass er kleine Stückchen kaute und auch schluckte. Es dauerte fast vier Monate, aber am Ende konnte ich ihn auch mit Bröckchen von anderen Sachen füttern.

Harrison war schwerstbehindert, aber gerade dadurch trug er zu unserer Rettung bei. Er musste rund um die Uhr betreut werden. Mein Mann war überzeugt davon, dass ich mit Harrison niemals würde fliehen können, das wusste ich. Wie sollte das auch gehen? Harrison musste nachts ans

Sauerstoffgerät, das neben seinem Bettchen stand. Es machte mir große Sorgen, wie er es ohne Sauerstoff schaffen würde, aber dieses Risiko musste ich eingehen.

Um vier Uhr morgens fing ich an, die Kinder aufzuwecken. Ich erklärte ihnen ganz sachlich, dass Harrison krank sei und zum Arzt müsste, eine absolut glaubhafte Begründung, denn Harrison musste ständig zu irgendeinem Arzt. Für die kleineren Kinder war es ein spannendes Abenteuer, sie kamen nicht allzu oft aus der Gemeinschaft hinaus. Den älteren Kindern sagte ich, dass auch sie mitkommen müssten, denn wir wollten hinterher zusammen mit Arthur Familienfotos bei Sears machen lassen.

Meine älteren Kinder reagierten gereizt. Sie wollten nicht mitkommen, aber ich bestand darauf.

Als sich meine Tochter Betty gerade anzog, kam eine von Merrils anderen Frauen herein. Sie begann Betty misstrauisch auszufragen. Inzwischen war es ungefähr vier Uhr zwanzig morgens. Dann rief sie offenbar meinen Mann an und berichtete ihm, dass ich auf sei und meine Kinder anziehe. Mein Vater erzählte mir später, Merrill habe ihn gegen vier Uhr fünfundzwanzig angerufen und gesagt: »Was treibt Carolyn, verdammt nochmal? Sie ist auf und zieht die Kinder an!« Dad antwortete, dass er keine Ahnung habe, und er sagte die Wahrheit. Ich glaube, Merrill war vollkommen überrumpelt. Ich hatte mich in den letzten Wochen sehr bemüht, in keiner Weise seinen Argwohn zu erregen. Wir hatten sogar zwei Tage zuvor miteinander geschlafen.

Dann rief Merrill bei uns an, er wollte unbedingt mit mir sprechen. Ich hörte meinen Namen über die Haussprechanlage. Aber ich wusste, dass ich es nie schaffen würde zu gehen, wenn ich jetzt mit ihm sprach. Es war fast halb fünf. Mir blieben nur noch Minuten.

Ich setzte meine Kinder eines nach dem anderen in den Van und sagte, sie sollten den Gurt anlegen. Ich war fast in

Panik, wir waren viel zu spät dran. Nur Harrison war noch im Haus. Ich lief hinein, stellte das Sauerstoffgerät ab und hob ihn aus seinem Bettchen. Ich gurtete ihn in seinem Kindersitz fest, drehte den Zündschlüssel um und zählte nach, ob auch alle Kinder da waren. Betty fehlte.

Ich musste in Sekundenschnelle eine Entscheidung treffen: *Lasse ich ein Kind zurück, um die sieben anderen zu retten? Nein. Entweder alle oder keiner.* Ich lief noch einmal hinein und fand Betty weinend und zornig in ihrem Zimmer.

»Mutter, du tust etwas Unrechtes! Warum weiß Vater nicht, was du vorhast?«

Ich packte sie am Arm. Sie wehrte sich und versuchte, sich frei zu strampeln. Ich zerrte sie hoch. »Betty, ich lasse dich nicht allein zurück! Du kommst mit!«

Ich schaffte Betty in den Van, obwohl sie weiter protestierte, schlug die Tür zu und startete. Ein Anruf von Merrill beim nächsten Polizeirevier, und wir saßen in der Falle. Die Polizisten waren Mitglieder der FLDS, Merrill konnte sich darauf verlassen, dass sie meine Flucht verhindern würden. Außerdem hatte die Gemeinschaft auch einen Wachdienst, der nachts Streife fuhr. Wenn mich jemand sah, würde ich angehalten und gefragt werden, ob mein Mann wüsste, was ich vorhätte.

Es war eine stockdunkle Nacht. Ich sah ständig in den Rückspiegel, ob hinter uns ein Auto kam. Sollte uns jemand verfolgen, würde ich aufs Gaspedal treten.

Nach ungefähr zwei Meilen begann der Motor zu stottern. Der Benzintank war fast leer. Die Kinder spürten, dass etwas im Gange war, und bekamen Angst. In einiger Entfernung sah ich schon Canaan Corners, den Treffpunkt. Mein Herz klopfte wie wild. Ich bekam kaum Luft. Als ich das Gefühl hatte, dass der Motor gleich absterben würde, fuhr ich zur Seite. Das Benzin sei aus, sagte ich zu den Kindern, aber weiter vorne hätte ich Leute gesehen, die

uns vielleicht helfen könnten. Ich stieg aus und lief zu dem Laden, wo Arthur und Darrell warteten.

Ich umarmte die beiden erleichtert, für große Erklärungen war keine Zeit. Die Kinder wussten noch nichts, sagte ich zu meinem Bruder, und wir dürften ihnen auch vorerst nichts sagen – die Wahrheit wäre zu viel für sie.

Als wir zurück beim Van waren, sagte ich den Kindern, dass diese beiden Männer uns mitnehmen würden, um Benzin zu besorgen. Mein Sohn Arthur sah meinen Bruder an, der den gleichen Namen trägt, und sagte: »Ist das Onkel Arthur?« Ich antwortete nicht. Ich wollte nicht lügen, aber die anderen Kinder würden die Nerven verlieren, wenn sie erfuhren, was ich vorhatte. Arthur begriff es, als keine Antwort von mir kam. Er sagte nichts.

In den ersten zwanzig Minuten verlief die Fahrt problemlos. Ich wusste nicht, wo wir in Salt Lake City Unterschlupf finden würden, aber mir war klar, dass Merrill mich suchen würde. Bei jemandem aus der Familie konnte ich nicht bleiben, denn dort würde er als Allererstes nach mir fragen. Ich musste jemanden finden, von dem mein Mann nicht erwartete, dass er uns half. Aber wer konnte das sein? Vielleicht würde ich an die Türen fremder Leute klopfen müssen, bis ich einen Menschen fand, der uns versteckte.

Als wir an der Autobahnabfahrt nicht nach St. George weiterfahren, wo Harrisons Ärztin am Krankenhaus arbeitete, sondern in Richtung Salt Lake City, ging Betty hoch wie eine Rakete.

»Du stiehlt uns! Mutter, du stiehlt uns! Onkel Warren wird uns zurückholen!«, kreischte sie hysterisch.

»Betty, ich kann nicht meine eigenen Kinder stehlen.«

»Wir gehören dir nicht! Wir gehören dem Propheten! Du hast kein Recht auf uns!«

»Wir werden sehen, was das Gericht sagt.« Ich versuchte, vernünftig mit ihr zu reden. »Bei Gericht haben

richtige Mütter ein Recht auf ihre Kinder.«

Andrew, mein Siebenjähriger, drehte sich zu uns um. »Fährt Mami nach dem Doktor nicht mit uns Fotos machen?«

»Sie bringt uns nicht zum Fotografieren, sondern in die Hölle«, entgegnete Betty wütend.

»Warum machst du das?«, wollte Klein Andrew wissen. »Warum bringst du uns in die Hölle?«

Arthur blieb stumm, aber in ihm brodelte es. Ich brachte uns alle in Gefahr, und er wusste es. Schließlich schrie er Betty an, sie solle den Mund halten. »Du kannst an der Situation nichts ändern, Betty. Beruhige dich. Sei einfach still«, wiederholte Arthur immer wieder. Betty schrie zurück, dass der Prophet mich zur Hölle verdammen werde. Arthur gab jedoch nicht nach, bis Betty endlich erschöpft schwieg.

Fünf Stunden später erreichten wir Salt Lake City und tauchten unter. Zum ersten Mal in fünfunddreißig Jahren war ich frei. Ich hatte acht Kinder und zwanzig Dollar bei mir. Schon wenige Stunden später machte Merrill Jagd auf mich.

Kindheit

Ich wurde im bitterkalten Winter geboren, aber von warmen, liebevollen Händen in Empfang genommen. Tante Lydia Jessop war die Hebamme, die mir am 1. Januar 1968, gerade mal zwei Stunden nach Mitternacht, auf die Welt half.

Tante Lydia konnte es kaum glauben, dass ich gesund und munter zur Welt kam. Sie hatte schon zwei Generationen von Babys auf die Welt geholt, auch meine Mutter. Mama hatte während der Schwangerschaft immer wieder Blutungen gehabt und gedacht, es würde eine Fehlgeburt geben. Als die Blutungen wieder aufhörten, machte sie sich weiter keine Gedanken, sondern ging davon aus, dass sie noch schwanger war. Tante Lydia sagte, bei meiner Geburt sei die Plazenta schon fast vollständig von der Uteruswand gelöst gewesen. Meine Mutter hätte verbluten und ich zu früh oder, noch schlimmer, tot geboren werden können.

Doch ich war ein putzmunteres Baby, 3175 Gramm schwer, die zweite Tochter meiner Mutter. Mein Vater sagte, sie könne mich Carolyn oder Annette nennen. Sie schlug beide Namen nach und entschied sich für Carolyn, weil es »Klugheit« bedeutet. Schon als Baby sei ich ihr überaus klug vorgekommen, sagte meine Mutter immer.

Ich wurde in eine - mütterlicherseits seit sechs Generationen - polygame Familie hineingeboren und begann mein Leben in Hildale, Utah, in einer fundamentalistischen Mormonengemeinschaft, die sich

Fundamentalistische Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage (FLDS) nennt. Bei uns spielte die Polygamie eine zentrale Rolle, und sie war der Grund für die Trennung der FLDS von der mormonischen Hauptkirche.

Meine Kindheitserinnerungen beginnen in Salt Lake City. Ich war ungefähr fünf, als wir dorthin zogen. Obwohl meine Eltern überzeugte Anhänger der Polygamie waren, hatte mein Vater nur eine Frau. Er führte eine kleine, gut gehende Immobilienfirma und fand, Salt Lake City sei dafür genau der richtige Standort. Wir hatten ein hübsches Haus mit einer Schaukel auf der Veranda und einen großen Garten mit Bäumen – eine enorme Verbesserung nach dem winzigen Haus in Colorado City mit einem Garten, der aus nichts als Erde und Unkraut bestand, und einem Vater, der kaum zu Hause war.

Vor allem aber meine Mutter Nurylon war wie verwandelt, seit wir in Salt Lake City lebten. Sie liebte die Stadt und war glücklich, dass mein Vater nun jeden Abend nach der Arbeit zu Hause war. Das Geschäft ging gut, und Mutter musste nicht auf jeden Dollar schauen, wenn wir Lebensmittel einkaufen gingen, es blieb sogar noch etwas für Spielsachen übrig.

Bald waren wir vier Kinder. Ich hatte zwei Schwestern, Linda und Annette. Ich war die mittlere, Linda war achtzehn Monate älter als ich und Annette zwei Jahre jünger. Mein kleiner Bruder Arthur kam einige Jahre nach Annette auf die Welt. Meine Mutter war überglücklich, dass sie endlich einen Sohn hatte, denn in unserer Gemeinschaft gelten Jungen mehr als Mädchen.

Linda und meine Mutter standen sich sehr nahe. Mir gegenüber verhielt sich meine Mutter jedoch immer, als sei ich ihr lästig, was zum Teil wohl daran lag, dass ich der Liebling meines Vaters war.

Ich liebte meinen Vater Arthur Blackmore heiß und innig. Er war groß und mager, langgliedrig und hatte dunkles, gewelltes Haar. Ich weiß noch, dass ich immer

dachte, ich hätte den bestaussehenden Vater der Welt, wenn wir mit anderen Familien zusammenkamen. Ich betrachtete ihn als meinen ganz persönlichen Beschützer und fühlte mich sicher in seiner Gegenwart. Wenn ich ins Zimmer kam, erschien ein Strahlen auf seinem Gesicht; ich war immer die Tochter, die er präsentieren wollte, wenn Freunde zu Besuch kamen. Meine Mutter beschwerte sich darüber, dass er zu mir nicht so streng war wie zu meiner Schwester Linda, aber er kümmerte sich nicht darum.

Wir lebten nur ein Jahr in Salt Lake City, aber es war ein glückliches Jahr. Mutter ging mit uns in den Zoo und in den Park, wo wir uns auf Schaukeln und Rutschen vergnügten. Das Geschäft meines Vaters expandierte. Doch dann entschied er, dass wir nach Colorado City, Arizona, zurückgehen müssten - eine kleine, gesichtslose FLDS-Enklave rund 350 Meilen südlich von Salt Lake City und einen Steinwurf von Hildale, Utah, entfernt, wo ich zur Welt gekommen war. Wir zogen wieder zurück, weil er nicht wollte, dass meine Schwester Linda eine normale öffentliche Schule besuchte. Sie würde zwar im Prinzip auch in Colorado City auf eine öffentliche Schule gehen, aber dort gehörten die meisten Lehrer zu unserer Gemeinschaft und waren sehr konservativ. An öffentlichen Schulen ist Religion kein reguläres Unterrichtsfach, aber in der dortigen Schule stand sie in der Praxis durchaus auf dem Lehrplan.

Als wir wieder in Colorado City lebten, vergrößerte mein Vater unser Haus durch einen Anbau. Wir hatten jetzt mehr Platz, fühlten uns aber dennoch beengt. Mutter veränderte sich. Wenn wir morgens aufstanden, schlief sie noch. Mein Vater war jetzt viel unterwegs, so dass sie allein zu Hause war. Wenn wir sie aufwecken wollten, schickte sie uns wieder zurück ins Bett. Irgendwann am Vormittag tauchte sie dann in der Küche auf, um Frühstück für uns zu machen, und redete davon, wie gern sie sterben würde. Während sie für uns warmen Maismehlbrei, Toast oder

Pfannkuchen machte, klagte sie darüber, dass ihr Leben keinen Sinn habe und sie am liebsten tot wäre. So war es an einem guten Tag. An wirklich schlimmen Tagen redete sie davon, wie sie sich in den nächsten Stunden umbringen würde.

Ich weiß noch gut, wie viel Angst ich hatte, wenn ich mir vorstellte, was mit uns passieren würde, wenn meine Mutter sich umbrächte. Wer würde sich um uns kümmern? Vater war fast die ganze Zeit fort. Eines Morgens fragte ich meine Mutter: »Mama, was geschieht mit den Kindern, wenn eine Mutter stirbt? Wer kümmert sich um sie?«

Ich glaube nicht, dass Mutter meine Not verstand. Sie hatte keine Ahnung, was ihre Äußerungen in mir ausgelöst hatten. Wahrscheinlich meinte sie, eine allgemeine Neugier, etwas über das Sterben zu erfahren, hätte mich zu dieser Frage veranlasst. Sie antwortete mir nämlich ganz sachlich: »Ach, den Kindern wird es an nichts fehlen. Die Priesterschaft gibt ihrem Vater eine neue Frau, und die kümmert sich dann um sie.«

Zu dieser Zeit war ich ungefähr sechs. Ich sah sie an und sagte: »Mama, ich glaube, Papa sollte am besten bald eine neue Frau bekommen.«

Mit der Zeit fielen mir auch andere Dinge in meiner Umgebung auf, zum Beispiel, dass manche Frauen, denen wir beim Einkaufen in der Gemeinschaft begegneten, eine dunkle Sonnenbrille trugen. Ich wunderte mich, als eine Frau im Lebensmittelladen ihre Sonnenbrille abnahm und ich blauschwarze Flecken um ihre Augen sah. Ich fragte meine Mutter, was die Frau habe, aber die Frage war ihr offenbar unangenehm, denn sie gab mir keine Antwort. Meine Neugier war jedoch geweckt, und von diesem Tag an starrte ich jede Frau mit Sonnenbrille an, die mir begegnete, um zu sehen, ob sie auch solche seltsamen dunklen Flecken verdeckte.

Am meisten liebte ich an meiner Mutter ihre Schönheit. In meinen Augen war sie hinreißend schön. Sie kleidete

sich immer tadellos und mit Sorgfalt. Auch sie war groß und schlank, wie mein Vater. Die Kleider, die sie für sich selbst, meine Schwestern und mich nähte, waren wunderhübsch. Sie wählte immer die besten Stoffe aus und wusste, wie man Falten legt und Rüschen macht. Ich erinnere mich, dass ich immer strahlte vor Stolz, wenn jemand meine Mutter für ihre gut erzogenen und gut gekleideten Kinder lobte. Sie wurde in der ganzen Gemeinschaft als vorbildliche Mutter betrachtet.

Doch die Leute sahen nur die äußere Fassade. Zu Hause war Mutter depressiv und launisch. Sie schlug uns fast jeden Tag. Das ging von ein paar leichten Klapsen auf den Po bis zur ausgiebigen Züchtigung mit dem Gürtel. Einmal verprügelte sie mich dermaßen, dass ich mehr als eine Woche am ganzen Rücken und an den Beinen blaue Flecken hatte. Wir hätten nichts anderes im Sinn, als sie ständig zu piesacken, warf sie uns vor, wenn sie uns schlug.

Ich hatte Angst vor ihr, aber diese Angst machte mich auch zu einem genauen Beobachter ihres Verhaltens. Mir fiel auf, dass sie uns niemals mehr als einmal am Tag den Hintern versohlte. Morgens schlug sie uns nie sehr heftig oder lange. Ganz schlimm wurde es erst am späten Nachmittag, wenn es ihr richtig schlecht ging.

Wenn ich mir also gleich morgens meine Schläge abhole, überlegte ich, habe ich sie hinter mir und für den Rest des Tages größtenteils meine Ruhe. Sobald Mama aufstand, machte ich mich daher auf eine Tracht Prügel gefasst. Linda und Annette hatten meine Strategie schnell begriffen und taten es mir nach.

Es kam mehrere Male vor, dass meine Mutter mich schlug und wie von Sinnen auf mich einschrie: »Ich schlage dich windelweich, wenn du nicht endlich still bist und aufhörst zu heulen! Diesen Tag wirst du nie vergessen! Du machst mich wahnsinnig! Wie kannst du nur so dumm

sein!« Obwohl es schon Jahrzehnte her ist, habe ich noch heute ihr Geschrei im Ohr, wenn ich an sie denke.

Einmal habe ich gehört, wie meine Mutter zu einer Verwandten sagte: »Ich begreife nicht, was in meine drei Töchter gefahren ist. Kaum bin ich morgens aus dem Bett, führen sie sich auf wie die Wilden. Ich kann sagen, was ich will, sie geben keine Ruhe, bis ich jeder eine Tracht Prügel verabreicht habe. Danach beruhigen sie sich, und wir können unser Tagwerk beginnen.«

Sie züchtige mich, weil sie mich liebe, sagte meine Mutter immer, wenn sie mich schlug. Deshalb wünschte ich mir, sie würde mich nicht mehr lieben. Ich hatte Angst vor ihr, aber ich wurde auch böse auf sie, wenn sie mich schlug.

Hinterher bestand sie immer darauf, mich in die Arme zu nehmen. Ich hasste das. Die Umarmung machte die Schläge nicht weniger schmerzhaft. Sie brachte nichts wieder in Ordnung.

Meinem Vater habe ich nie von den Züchtigungen erzählt, denn sie sind in unserer Gemeinschaft vollkommen akzeptiert. Was meine Mutter tat, galt als gute Erziehung. Aus der Sicht meiner Mutter erzog sie uns zu rechtschaffenen Menschen, sie empfand es als eine ihrer wichtigsten Pflichten, uns Gehorsam beizubringen. Seine Kinder körperlich zu züchtigen wurde allgemein als der richtige Weg zu diesem Ziel betrachtet. Schläge galten nicht als Misshandlung, sondern als probates Mittel der Erziehung.

Zu meinen schönsten Stunden zählten die Zeiten, an denen sich die Frauen unserer Gemeinschaft bei uns zu Hause trafen, um rund um einen großen Rahmen sitzend gemeinsam Quilts zu fertigen. Dann wurden Geschichten und Klatsch ausgetauscht, es gab reichlich zu essen, und die Kinder konnten alle miteinander spielen. Solche Quiltrunden waren die einzige Zeit, in der wir ein wenig Freiraum genossen.

Einmal spielten meine Cousine und ich unter der großen Quiltdecke mit unseren Puppen, als ich meine Tante Elaine sagen hörte: »Neulich habe ich einen gehörigen Schreck bekommen. Ray Dee hat mit ihren Geschwistern draußen im Hof gespielt, als irgendwelche Leute von außerhalb mit dem Auto vor unserem Haus hielten. Die anderen Kinder kamen alle schreiend ins Haus gelaufen, aber Ray Dee blieb draußen und redete mit den Auswärtigen.«

Tante Elaine war außer sich, dass ihre Tochter mit Außenstehenden gesprochen hatte. Es seien »Agenten des Teufels«, wurde uns eingebläut, die uns entführen wollten. Sie wurden als böse Menschen angesehen, die das Werk Gottes zerstören wollten. Wenn sie die Kinder von Gottes Auserwählten zu fassen bekämen, würden sie uns wehtun oder uns vernichten.

Unsere Gemeinschaft lebte so abgeschottet, dass wir kaum jemals einen Menschen von außerhalb zu Gesicht bekamen. Die meisten meiner Cousinsin verließen die Gemeinschaft nur, um mit ihren Müttern einkaufen zu gehen, und hatten so gut wie keine Ahnung von der Außenwelt. Ich selbst konnte mich noch an die schöne Zeit in Salt Lake City erinnern, als wir sogar einen Fernseher hatten. (Meine Eltern besaßen auch eine Kaffeemaschine – der Genuss von Kaffee ist bei den Mormonen eigentlich streng verboten.)

Als sich die Depression meiner Mutter verschlimmerte, blieb sie noch länger im Bett. Sie vernachlässigte das Haus und begann dann einen Tag, bevor mein Vater wiederkam, wie verrückt zu putzen. Mein Vater wollte kein Stäubchen in seinem Heim sehen. Eines Abends kam er nach Hause – wir Kinder hatten schon den Pyjama an, waren gewaschen und bettfertig. Das Haus war blitzsauber. Doch mein Vater ging zum Kühlschrank, fuhr mit dem Finger oben entlang, und dort lag Staub. Da ging er auf meine Mutter los und schimpfte, sie müsste gründlicher putzen. Woraufhin sie ihn anschrte, er solle zur Hölle fahren. Sie warf ihm vor,

dass es ihn überhaupt nicht kümmere, wie schwer sie arbeite, um sein Haus in Ordnung zu halten und seine Kinder zu versorgen. Wenn ihm ihre Art zu putzen nicht gefalle, solle er es vielleicht besser selber machen und seine Kinder allein aufziehen.

Unser Heim wurde zum Kriegsschauplatz, zumindest wenn unser Vater zu Hause war. Fünf oder zehn Minuten, nachdem er zur Tür hereinkam, lagen er und Mutter sich schon in den Haaren. Es herrschte eine sehr unangenehme, angespannte Atmosphäre. Immerhin gab es keine Schläge, wenn unser Vater zu Hause war, auch wenn Mutter uns dann einschärfte, dass wir uns untadelig zu benehmen hätten.

Doch es gab auch Tage, an denen Mutter fröhlich war und nicht sterben wollte. Sie machte gerne Spiele mit uns, wenn sie gute Laune hatte. Zu unseren Lieblingsspielen gehörte »Drei kleine Schweinchen«. Linda, Annette und ich waren die Schweinchen und Mutter war der große böse Wolf. Wir bauten uns Häuschen aus Holzstecken und Erde, dann kam sie und stieß alle um; erst unser Haus aus Ziegelsteinen konnte sie nicht mehr umwerfen. Mama las uns auch stundenlang Märchen vor, und wir hörten gebannt zu. Aus religiösen Schriften las sie uns selten vor, denn ihr war, zu unserer großen Freude, die Fantasiewelt der Märchen wesentlich lieber.

Mutter war fromm, aber sie hatte auch eine verspielte Seite. Einmal, als mein Vater fort war, fuhr sie mit einer Freundin in die Stadt und kam mit einem Weihnachtsbaum nach Hause. Man stelle sich vor! So etwas war bei der FLDS streng verboten. Wir schmückten ihn mit Lichtern und selbstgemachtem Zierrat. Aus Popcorn bastelten wir Girlanden für den Baum. Ich wusste, dass es falsch war, bei einer so weltlichen Tradition mitzumachen, aber es machte einfach viel zu viel Spaß. Mutter strahlte. Sie liebte unseren Christbaum. Ehe wir an jenem Abend zu Bett gingen, hängten wir unsere Strümpfe auf, und Mama sagte,

am nächsten Morgen würde in jedem eine Belohnung stecken. So etwas hatten wir noch nie erlebt. Bei dem Gedanken an die Geschenke konnten wir kaum schlafen vor Aufregung.

Am nächsten Morgen fanden wir nicht nur Zuckerstangen und Obst in unseren Strümpfen, sondern auch ein Geschenk unter dem Baum. Mein Vater ließ uns nur einmal im Jahr Süßigkeiten essen, meine Mutter war also eindeutig ungehorsam ihm gegenüber, als sie uns das Zuckerzeug gab. Und wir durften es sogar vor dem Frühstück verspeisen!

Linda und ich waren alt genug, um zu wissen, dass Mama für ihren Ungehorsam würde bezahlen müssen, aber es war so wunderbar, sich verwöhnt zu fühlen. Wir aßen Pfannkuchen zum Frühstück, und dann gingen wir zu Mamas Freundin, die ihren Kindern ebenfalls ein richtiges Weihnachtsfest bereitet hatte. Sie erzählten uns, der Nikolaus habe ihnen Geschenke gebracht, wir aber entgegneten, unsere seien von Mama.

Am nächsten Abend kam mein Vater nach Hause. Als ich im Bett lag, hörte ich sie streiten und herumschreien. Tags darauf war unser Weihnachtsbaum fort. Mama weinte, als sie uns das Frühstück machte. Als wir aufgegessen hatten, gingen Linda und ich zum Spielen hinaus und sahen den Christbaum, all seiner glitzernden Lichter beraubt, am Boden liegen.

Meine Mutter war eine schöne Frau, wenn sie glücklich war. An dem Abend, als wir den Baum aufstellten, leuchteten ihre Augen vor Freude. In guten Zeiten zeigte Mutter sich selbstsicher und elegant und war sich bewusst, dass sie es wert war, geliebt zu werden. In Salt Lake City waren wir sehr glücklich gewesen und Mutter hatte an dem Leben um sie herum Anteil genommen. In Colorado City war sie in eine enge Welt eingesperrt, die aus ständigen

Schwangerschaften, einer lieblosen Ehe und einer ländlichen Gemeinde mit ungeteerten Straßen bestand.

Mein Vater nörgelte ständig an ihr herum. Das Haus war nie sauber genug, ihre Kinder nie wohlerzogen genug. Mutter war auch nach ihren Schwangerschaften noch schlank, aber mein Vater fand, sie könnte schlanker sein.

Nach unserem ersten und letzten Weihnachtsfest verfiel Mutter in tiefe Depression. Sie blieb den ganzen Tag im Bett, putzte und wusch nicht mehr. Ein paar Tage später kam ihre Freundin vorbei und sagte, sie solle aufhören, sich selber zu bemitleiden. Wenn ihr Mann nicht wolle, dass sie mit ihren Kindern Spaß habe, dann sei das sein Problem. Mutter raffte sich wieder auf, aber sie tat nie wieder etwas mit uns, das gegen unsere Religion verstieß. Mir fiel auf, dass sie nach der Geschichte mit dem Weihnachtsbaum mehr von uns verlangte und uns noch weniger durchgehen ließ. Ich bin sicher, sie hätte lieber Spiele mit uns gespielt, anstatt uns zu züchtigen, aber ihre geistige Abhängigkeit machte es ihr unmöglich, sie selbst zu sein.

Meine Großmutter Jenny fungierte als eine Art Puffer zwischen uns und den Launen unserer Mutter. Ich lernte schon als kleines Kind, die Stimmungsschwankungen meiner Mutter genauestens zu erfassen. Ich musste immer aufpassen, wie ihre Laune gerade war, und mich entsprechend verhalten. Aber Großmama verschaffte Mutter ein wenig Freiraum, besonders wenn die kleineren Kinder ihr auf den Nerven herumtrampelten. Aber welcher Art auch immer die psychischen Probleme meiner Mutter gewesen sein mögen, sie war alles in allem eine viel bessere Mutter als viele andere Frauen unserer Gemeinschaft. Großmama kam fast jeden Tag zu uns herüber und unterstützte Mutter bei der Kinderbetreuung. Und wenn sie früh genug bei uns eintraf, gab es am Morgen keine Schläge.

Meine Großmutter war damals Mitte sechzig, kam mir aber immer viel älter vor, wahrscheinlich weil es ihr gesundheitlich ziemlich schlecht ging. Die Frauen in der FLDS altern sehr rasch. Die meisten haben ein hartes Leben und oft ein Dutzend Kinder oder mehr. Wenn sie in den Dreißigern sind, sehen sie noch ganz gut aus, jenseits der Vierzig aber altern sie rapide. Meine Mutter war das jüngste von zehn Kindern und Großmama schon relativ angejahrt, als Mutter zur Welt kam. Meine Großmutter war in meinen Augen also schon sehr, sehr alt, als ich sie kennenlernte. Sie war von kräftiger Statur, faltig und abgearbeitet. Ihre Haare waren grau, und sie sah sehr schlecht. Aber sie war willensstark und konnte Geschichten erzählen wie keine andere.

Ich erinnere mich noch gut, wie ich stundenlang auf ihrem Schoß saß und sie mir Geschichten vom Alten Westen und den Südstaaten vor dem Bürgerkrieg erzählte. Großmutterns Mann starb, als meine Mutter zwei Jahre alt war. Meine aus polygamen Blutlinien stammende Großmutter wurde dann mit einem Apostel der FLDS verheiratet und zum ersten Mal Teil einer Vielehe. Für meine Großmutter war die Vielehe der heiligste Grundsatz unseres Glaubens, und sie erzählte mir unzählige Geschichten darüber – etwa, dass die Mormonenkirche die Kirche Gottes gewesen sei, bis sie die Polygamie aufgegeben habe, und dass ihr Urgroßvater Benjamin F. Johnson einer der ersten Männer war, denen der Prophet Joseph Smith im 19. Jahrhundert den heiligen Grundsatz der himmlischen Ehe nahebrachte. (Smith selbst soll zwischen 33 und 48 Frauen gehabt haben; seine jüngste Frau soll vierzehn gewesen sein, als sie heirateten.)

Das Prinzip der himmlischen Ehe ist der zentrale Glaubenssatz der FLDS. Ein Mann muss mehrere Frauen haben, wenn er die höchste Erlösung im Himmel erreichen will, wo er schließlich ein Gott werden kann und seinen eigenen Planeten bekommt.